

Zürcher Familienschicksale im Zeitalter Zwinglis.

Von HANS GEORG WIRZ.

(Fortsetzung zu Heft 4 und 5)

5. Die Trennung der Eidgenossen im Jahre 1524. Der Zwiespalt im Hause Grebel. Die Anfänge des Kampfes zwischen Volkskirche und Täufern.

Der furchtbare Ernst der Lage kam den verantwortlichen Führern der Stadt Zürich wohl erst voll zum Bewußtsein, als sie die Wirkung verspürten, die das veränderte Bild ihrer Kirchen und die neue Form des Gottesdienstes, die ja erst einen Anfang auf dem eingeschlagenen Wege bedeuteten, auf die ungebetenen Gäste aus den andern eidgenössischen Orten ausübten. Die Ende März 1524 veröffentlichte Predigt „Der Hirt“, die Zwingli am 28. Oktober des Vorjahres vor den Besuchern des zweiten Glaubensgespräches im Großmünster hielt, und die vom Leutpriester entworfene Rechtfertigungsschrift, die der Rat im April den Miteidgenossen vorlegte, hatten nach außen so wenig durchgeschlagen wie die beiden Flugschriften vom 2. Mai und 25. Juni, von denen die erste, ohne den Verfasser zu verraten, sich als „Ein trüw und ernstlich vermannung an die frommen Eydgnossen“ richtete, die andere als „Ein flyssige und kurze underrichtung, wie man sich vor lügen hüten und bewaren sol“, Freunden und Feinden Zwinglis ins Gewissen redete⁷⁹⁾. Daß der Leutpriester vom Großmünster, sowie der Komtur des Johanniterhauses Küsnacht, Konrad Schmid, und Abt Wolfgang Joner von Kappel den ganzen Winter landauf, landab ritten, um das Evangelium zu lehren und die Gemüter zu beschwichtigen, das alles vermochte die von außen drohende Gefahr nicht zu bannen. Die Schuld am Ittingersturm, dessen Ausbruch einer Verkettung unglücklicher Umstände entsprang, wurde von den erbosten Eidgenossen der innern Orte einseitig den am Marsch nach Frauenfeld mitbeteiligten Stammheimer Bauern, die durch die neugläubigen Prediger aufgehetzt worden seien, in die Schuhe geschoben, vor allem dem Untervogt Hans Wirth und seinen Söhnen Hans und Adrian, die als Seelsorger den Mandaten der Zürcher Obrigkeit ge-

⁷⁹⁾ Zwinglis Werke III, 1—58, 97—113, 132—145; Eidg. Abschiede IV/1a, S. 392—407.

mäß ihrer Heimatgemeinde das Wort Gottes verkündet und sie zur Beseitigung der kostbaren Kirchenzierden ermutigt hatten. Mit einem starken Truppenaufgebot unter Befehl von Junker Jörg Göldli und Jakob Grebels Vetter Konrad Engelhard, des Landvogts auf Kiburg, stellte Zürich die Ordnung wieder her; der Untervogt Wirth mit seinen Söhnen und andere Angeklagte des Grenzgebietes wurden weggeführt und im Wellenberg gefangen gesetzt. Die Dörfer, aus denen sie stammten, standen unter der niedern Gerichtsbarkeit von Zürich, gehörten aber zur Landgrafschaft Thurgau, in der zehn eidgenössische Orte das Blutgericht innehatten ⁸⁰⁾.

Die fünf innern Orte und Freiburg, die in diesen Fragen geschlossen vorgingen, betrachteten grobe Verstöße gegen die bestehende Kirche, zu deren Schutz sie verpflichtet waren, vor allem gewaltsame An-tastung von Kirchengut und Verachtung von Messe und Heiligen als todeswürdige Verbrechen, die strenge Ahndung verdienten. Wo sie die Landeshoheit ausübten, wollten sie Übergriffe nicht dulden und, wenn es not tat, mit Gewalt unterdrücken. Das Ausräumen der Zürcher Kirchen betrachteten sie als freche Herausforderung, für die sie in erster Linie die städtischen Leutpriester, vor allem Zwingli verant-wortlich machten. Leidenschaftlich wünschten die Gewalthaber von Luzern die Auslieferung und Bestrafung dieser Hauptschuldigen. Die Boten der sechs Orte hatten es den Zürchern, als diese ausweichend antworteten, schon am 17. Juli offen herausgesagt, daß sie mit ihnen, wenn sie in ihrem Mißglauben verharrten, nichts mehr zu tun haben wollten. Solchen Haß konnten auch die kaum erst eingelaufenen Antworten nicht tilgen, die der Zürcher Rat in den ersten Julitagen von den Landgemeinden eingeholt hatte, um die Stimmung der Unter-tanen zu erkunden und sich ihrer Zustimmung und Hilfe zu ver-sichern ⁸¹⁾. Trotz aller Glaubenszuversicht und Hilfsbereitschaft der Volksmehrheit durften es Bürgermeister und Räte nicht zum Äußer-sten kommen lassen. Um das Ungewitter zu beschwören, mußte man

⁸⁰⁾ Vgl. zum Ittingerhandel neben den in Anm. 75 genannten Quellen die Actensammlungen von Egli und Strickler, sowie „Das Wirthenbüchlein“, hg. von Oskar Farnet (1924) und folgende Darstellungen: Wilh. Oechsli, Die Anfänge des Glaubenskonfliktes zwischen Zürich und den Eidgenossen 1521—1524 (1883); E. Egli, Schweizerische Reformationsgeschichte, Bd. I (1910); A. Farnet, Geschichte der Kirchgemeinde Stammheim (1911); Alfred L. Knittel, Die Reformation im Thurgau (1929).

⁸¹⁾ Egli, Actensammlung Nr. 557.

versuchen, die weniger schroff gesinnten Eidgenossen von Basel, Glarus, Bern und Solothurn, die bisher eine vermittelnde Stellung gewahrt hatten, unmittelbar zu beeinflussen, um die Bildung einer feindlichen Einheitsfront zu verhindern. Man glaube nicht, daß damals in den verschiedenen Lagern eine einheitliche Auffassung der Dinge geherrscht hätte. Nie mögen auch in Zürich die Meinungen darüber, was zu tun sei, weiter auseinander gegangen sein, wie in den Sommer- und Herbstmonaten des Jahres 1524. Die Not zwang zum Zusammenhalten, aber nicht jedermann war gesonnen, den Übereifer der Neuerer mit Krieg zu büßen. Und wer dem alten Glauben anhing, opferte auch in Zürich dem innern Frieden gern den Kopf eines Ruhestörers, der, wenn er um seines Glaubens willen das überlieferte Recht verletzte und dafür Strafe erlitt, den Anhängern der neuen Lehre als schuldloser Märtyrer erschien.

Das war die Lage, in der Zürich in der vierten Juliwoche Ratsboten aussandte, die den Krieg abwenden und den Weg zu einer Verständigung bahnen sollten. — Nach Glarus sandte man den aus dem Glarnerland gebürtigen Zunftmeister zur Schneidern, Konrad Luchsinger, mit seinem Amtsbruder von der Bäcker- und Müllerzunft, Heinrich Span, nach Basel die Zunftmeister der Krämer und Weinleute, Niklaus Setzstab und Jost von Kuosen. Nach Bern ritten zwei Ratsherrn, die beide aus der Weinleutenzunft stammten: der diplomatisch gewandte Junker Jakob Grebel und Heinrich Rubli, ein Haudegen aus der Marignanozeit, den man als ehemaligen Wirt zum roten Schwert und Landvogt zu Baden (Juni 1521 bis Juni 1523) auch außerhalb der Stadtmauern kannte.

Die beiden Zürcher erschienen in Bern — etwa am 23. Juli, noch bevor die Berner Boten, Sebastian vom Stein und Hans Rudolf Nägeli, aus Frauenfeld, wo eine außerordentliche Tagsatzung im Beisein einer Zürcher Gesandtschaft stattfand, heimgekehrt waren. Sie erzählten dem Rat der Zweihundert vom Verlauf der Ereignisse im Zürcher Rathaus und im Thurgau und baten, ihre Stadt nicht aus dem Bunde auszuschließen. Bern antwortete freundlich und klug: es anerkennt das Evangelium, will aber keine Zwietracht; es mißbilligt die in Ittingen begangenen Missetaten und verlangt deren Bestrafung, dagegen lehnt es gewaltsame und kriegerische Maßregeln, wodurch die Eidgenossenschaft zerstört werden könnte, ab. In Solothurn erhielten Jakob Grebel und Heinrich Rubli am 26. Juli

den beruhigenden Bescheid: „man erachte es nicht für nötig, daß ‚besondere Orte‘ sich vereinigen, da dies mehr Unwillen als Gutes bringen würde, aber mit gemeinen Eidgenossen zu tagen und zu handeln, was zu Frieden und Ruhe diene, lasse man geschehen.“ Es war dies ungefähr die gleiche Meinung, die in Glarus Landammann Mad vertrat: „Es sei Zürich wohlbekannt, daß Glarus bisher sich keiner Partei beladen und angenommen, sondern allezeit in guter Meinung die Mitte gehalten habe, bedenkend, daß aus der Entstehung von Parteien Uneinigkeit und Mißverständnis entspringen möchte und daß Schiedleute nötig seien, um solche Zwietracht mit der Hilfe Gottes aufzuheben; dessen wolle Glarus sich auch ferner befleißigen in der Hoffnung, soviel von ihm abhängt, es zu keinem Kriege kommen zu lassen“ ⁸²⁾).

So trug Jakob Grebel sein Möglichstes zu einer gewissen Entspannung der Geister bei. Vielleicht war er auch anfangs August an der Tagsatzung in Luzern anwesend, wo die zehn Orte Appenzell, Schaffhausen und Zürich zur Beratung wieder zuließen, Zürich freilich nur unter der Bedingung, daß es die im Thurgau begangenen Frevel gebührend strafen helfe. Es begab sich, daß Jakob Grebel von Mitte August bis Ende September in Baden, begleitet anfangs von Konrad Escher (vom Glas), dann ferner von Heinrich Rubli und Cornel Schultheß mittagen und der Auslieferung der Zürcher Gefangenen an das gemeineidgenössische Gericht zustimmen mußte. Er konnte nicht hindern, was die innern Orte, bestärkt durch den Luzerner Landvogt Fleckenstein, durchsetzten: daß entgegen dem von Zürich ausbedungenen Vorbehalt auch der Bildersturm von Stammheim in die Untersuchung und das Urteil einbezogen wurde. Das hatte zur Folge, daß Untervogt Wirth und sein Sohn Hans, sowie Untervogt Rüttimann von Nußbaumen vor dem eidgenössischen Tribunal vom Luzerner Scharfrichter qualvoll gefoltert und vor den Augen ihrer Zürcher Herren, die umsonst Einspruch erhoben, enthauptet wurden. Der eindringlichen Beredsamkeit des durch sein energisches Auftreten gefürchteten Fürsprechs Hans Escher, der im Gegensatz zu seinem Bruder Konrad kein Freund der Neuerungen war, gelang es, von den Richtern den jungen Adrian Wirth für die Mutter loszubitten. Der Glaubensmut, mit dem die drei Gerichteten am 28. Sep-

⁸²⁾ Eidg. Abschiede IV/1a, S. 465—467.

tember 1524 in den Tod gingen, erschütterte alle Augenzeugen⁸³⁾. Wie Klaus Hottinger, der im Winter in der Grafschaft Baden ergriffen und am 9. März von der Tagsatzung in Luzern trotz Fürsprache Zürichs wegen Gotteslästerung verurteilt und hingerichtet worden war⁸⁴⁾, zeugten sie bis zum letzten Atemzug für den evangelischen Glauben.

„Gott wird das unschuldig blüt rächen, als es an mengem schin ward“, das war die Volksstimmung in Zürich, der Bernhard Wyß bündigen Ausdruck verlieh. Jetzt gab die öffentliche Meinung weinend und klagend nachträglich der knapp unterlegenen Minderheit im Großen Rate Recht, die im August hartnäckig den Antrag auf Auslieferung der Gefangenen nach Baden bekämpft hatte. Auf ihrer Seite stand Zwingli, der — wie Bullinger erzählt — rechtzeitig auf der Kanzel davor warnte, die Gefangenen aus der Hand zu geben, bevor in Zürich einwandfrei festgestellt wäre, daß es sich um ein Malefizverbrechen handle. „Gott wurde sy darumm erbäßmen, das ist straaffen, [er] ermanet das volck, Gott ernstlich anzuruffen, daß er den armen gefangenen sin gnad mitteylte, sy troste und in warem glouben starekte.“ Einzelnen Zürcher Boten, die in Baden die Verhandlungen mit den Eidgenossen führten, blieben Vorwürfe nicht erspart. Man verdächtigte sie, den unglücklichen Verlauf der Dinge mit verschuldet zu haben. „Denen auch hernach“ — bemerkt zehn Jahre später Johannes Stumpf — „Gott den lohn gab und das unschuldig blüt ernstlich von ihnen erfordert“⁸⁵⁾.

Es kam wohl zu heftigen Auseinandersetzungen in dem Fünferausschuß, dem schon am 17. September — also noch vor der Hinrichtung — der Große Rat den Auftrag gab, „Artikel und andere Instruktion“ aufzustellen, die an etliche Orte der Eidgenossenschaft zu senden seien. Diethelm Röist, Konrad Escher, Konrad Gull und

⁸³⁾ Eidg. Abschiede IV/1a, S. 470—501, sowie die in Anm. 75 u. 80 genannten Quellen und Darstellungen.

⁸⁴⁾ Eidg. Abschiede IV/1a, S. 373—395, und die Chroniken von Bernhard Wyß, S. 14, und Bullinger, S. 145—151. Zur Gefangensetzung und Anklage Klaus Hottingers trug wesentlich der Vogt des Bischofs von Konstanz zu Klingnau, Junker Hans Grebel bei, der Sohn eines nach Baden übergesiedelten Bruders des Rats Herrn und Ritters Felix und der Chorherren am Großmünster Heinrich und Peter Grebel.

⁸⁵⁾ Bernhard Wyß, S. 50; Stumpf, S. 44; Bullinger, S. 187 u. 197. Den altgläubigen Standpunkt vertritt für die ganzen Vorgänge am anschaulichsten die Chronik von Johann Salat, hg. im Archiv für die Schweizer. Reformationsgeschichte, Bd. 1 (1868).

Heinrich Werdmüller sprachen vermutlich in schärferer Tonart als Jakob Grebel, der in seiner verbindlichen, optimistischen Art an die Unerbittlichkeit der Miteidgenossen kaum glauben wollte. Wie hatte er sich in der Wirkung der guten Weinlese des Vorjahres getäuscht! Das Ergebnis der Beratung waren die Richtlinien, die sechs Ratsboten vor Mitte Oktober auf den Weg bekamen. Eine besondere Vorberatung der ernstesten Tagesfragen unter den sieben Orten Bern, Glarus, Basel, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell und Zürich war das Ziel; Beratungsgegenstand sollte die von den andern Orten erlittene Unbill und die Schlichtung des Ittinger Handels sein, für welche diese beim Hause Österreich Rückhalt suchten. In Bern erhielten am Sonntag, 9. Oktober, Diethelm Rüst und Hans Rudolf Lavater einen Abschlag: „Mit Zürich und einzelnen Orten hinter dem Rücken der andern zu tagen, um Ordnungen und Artikel aufzusetzen, gefalle hier nicht, weil daraus mehr Unwillen als Gutes erwachsen würde.“

Was die innern Orte regelmäßig in Beckenried taten, wollte Bern nicht nachahmen. Solothurn sprach den beiden Zürchern am 11. Oktober die Bitte aus, ihre Stadt möge unziemliche Dinge, die es bisher unternommen und geduldet, abstellen, damit man desto eher zur Einigkeit komme. In Schaffhausen, wo am 12. Oktober Niklaus Setzstab und Jakob Frei ihre Instruktion verlasen, waren Bürgermeister und Rat willig und geneigt, ihren lieben Eidgenossen von Zürich alles zu tun, was ihnen lieb und dienlich sein würde. Zwei Zürcher, deren Namen wir nicht kennen, traten etwa am 10. Oktober in Glarus auf und am 12. Oktober in Appenzell, wo man einer Sonder-tagsatzung zustimmte, daneben die Treue zur göttlichen Wahrheit und die Friedensliebe betonte ⁸⁶).

Da gleichzeitig die neugläubige Stadt Waldshut am Rhein, die von Österreich bedroht war, von Zürcher Freiwilligen Zuzug erhielt, wurde Zürichs politische Lage immer ernster, und es kam der Augenblick, wo Zwingli dem Rat einen Kriegsplan entwarf und dieser eine abermalige Volksanfrage anordnete. Mit überwältigendem Mehr stellte sich im November 1524 das Zürcher Landvolk hinter Bürgermeister und Räte und bekannte sich zum Evangelium ⁸⁷). Die Reformation

⁸⁶) Egli, Actensammlung, Nr. 578; Eidg. Abschiede IV/1a, S. 501–504.

⁸⁷) Zwinglis Werke III, 539–583; Egli, Actensammlung, Nr. 589. Die vorangehenden und folgenden Nummern, verglichen mit den Nachrichten von Bernhard Wyß und Gerold Edlibach ergeben ein klares Bild der tief eingreifenden Neuerungen der Jahre 1524 und 1525.

schritt unaufhaltsam fort. Die Männerklöster wurden aufgehoben, der Rest ihrer Insassen an einem Ort vereinigt. Das Klostergut unterstellte man der Verwaltung weltlicher Pfleger und wies den Ertrag der Fürsorge für Arme und Kranke zu. Die Fürstäbtissin des Fraumünsterstifts übergab die Abtei mit allen Gütern und Rechten dem Rat⁸⁷⁾. Nach Zwinglis Plan, durch den schon ein Jahr zuvor mit der Umgestaltung des Chorherrenstifts am Großmünster begonnen wurde und jetzt sich ein Glied nach dem andern zur wohlgefügteten Kette reihte, erfuhr das ganze Armen- und Schulwesen, die bisher bischöfliche Ehegerichtsbarkeit und der gesamte Gottesdienst von der Taufe bis zum Begräbnis eine neue sinn- und zeitgemäße Form; als Berater wirkte bei verschiedenen Geschäften auch Jakob Grebel mit⁸⁸⁾. Alle diese Arbeit wurde weniger von außen gestört, sondern von innen, wo eine wachsende Opposition die Pläne Zwinglis durchkreuzte; sie ging von einem Kreise bibelgläubiger Menschen aus, die dem Vorbild der urchristlichen Gemeinde streng nachstrebten; an ihre Spitze trat Konrad Grebel, der sich seinen alten Freunden und seinen Verwandten immer mehr entfremdete. Es entbrannte zwischen diesem Kreis und Zwingli ein Kampf, der nicht weniger heftig als mit den Altgläubigen geführt wurde; er kann hier nicht in seinem ganzen Verlauf geschildert werden; es sei jedoch zu erklären versucht, welche innern und äußern Beweggründe den Sohn eines einflußreichen Rats Herrn und Freund des leitenden Reformators von der Seite dieser beiden anfangs unter sich befreundeten und zuletzt verfeindeten Männer trieb und was ihn zum gegenseitigen Schmerz auch von seinem jahrelang vergötterten Lehrer und geliebten Schwager Vadian, der auch ihn innig liebte, wegriß. In dieser Frage steckt ein bis heute noch ungelöstes Problem⁸⁹⁾.

⁸⁸⁾ Egli, Actensammlung Nr. 653, 654.

⁸⁹⁾ Hart und ungerecht ist die Beurteilung durch den Herausgeber von Vadians Briefwechsel Emil Arbenz (siehe Neujahrsblatt des Hist. Vereins St. Gallen 1886, das verschiedene Irrtümer enthält, so S. 10 die Flucht vor der Pest mit zwei Töchtern im August 1520 der Gattin Vadians Martha statt ihrer Schwester Barbara Grebel zuschreibt). Milder urteilt außer Max Staub in seiner Habilitationsschrift (1895 siehe Anm. 21) Walter Köhler im Kommentar zu Zwinglis Schriften gegen die Täufer (Werke III und IV) und in der Gedenkschrift zum 400jährigen Jubiläum der Mennoniten oder Taufgesinnten 1525—1925 (Ludwigshafen 1925), die auch eine sorgfältige biographische Studie von Christian Neff enthält. Vgl. Ernst H. Corell, Das schweizerische Täufermennonitenum (Tübingen 1925), wo Quellen und Literatur über die Täufer in der Schweiz zusammengestellt sind, ferner Samuel Geiser, Die Taufgesinnten-

Konrad Grebel ist bis in die neueste Zeit meist vom Standpunkt der Männer aus betrachtet worden, von denen er sich im Jahre 1524 Schritt für Schritt abwandte und 1525 endgültig trennte. Er war der Mitbegründer und Führer einer Sekte, der eine von Gott erwählte Gemeinde wahrhaft bekehrter und wiedergeborener Brüder und Schwestern als Ziel vorschwebte. Zwingli dagegen verfolgte den Plan einer das ganze Volk, ja einer die ganze Christenheit umfassenden Erneuerung der Kirche. Gemeinschaft war ihm Erlebnis von Jugend an. Die kleine Talgemeinde, der sein Vater im Toggenburg als Ammann vorstand, war zugleich eine „Kilchhöri“, zu der jeder gehörte, und was ungleich war im größern Kreise zwischen Stadt und Land, verschieden von Stadt zu Stadt, von Landschaft zu Landschaft, das war zusammengefaßt durch die eidgenössischen Bünde, deren Glieder bei aller Wahrung ihrer Eigenart doch von einem starken gemeinsamen Lebensgefühl durchdrungen und durch einen heiligen Eid sich gegenseitig verpflichtet waren. Seine ganze Kraft für eine religiös und sittlich erneuerte Gemeinschaft einzusetzen, war Zwinglis unablässiges Bemühen, dem er sein eigenes Leben unterordnete und aufopferte. Das Seelenheil, zu dem ihm und andern die Heilige Schrift einen unmittelbaren Weg gewiesen, war nach seiner Überzeugung eine Gnadengabe, die Gott jedem bot, der Gelegenheit bekam, das Evangelium zu hören. Deshalb mußten die Kirchentüren weit aufgetan werden. Weder Menschen noch Menschenwerk konnten darüber entscheiden, wer der göttlichen Gnade teilhaftig sei und wer nicht, darüber war Gott allein Richter.

Wer Konrad Grebels bekenntnisreiche Briefe, die aus den Jahren 1518 bis 1525 erhalten sind — Briefe an Vadian, Zwingli, Myconius und Thomas Münzer⁹⁰⁾ —, aufmerksam liest, der gewinnt

Gemeinden (Karlsruhe und Bern 1931). — Eine ausführliche Biographie von Harold S. Bender (Conrad Grebel, the first leader of the swiss brethren) ist im Erscheinen begriffen (The Mennonite Quarterly Review, vol. X, Goshen-Indiana 1936).

⁹⁰⁾ Neben dem Briefwechsel Vadians und Zwinglis siehe: Nine Letters of Conrad Grebel (neun Briefe an Oswald Myconius, lateinisch mit englischer Übersetzung: Paris, 30. Januar, 9. Juni, 18. Juli 1519, 14. Januar, 7. März, 13. April 1520; Zürich, 6. Juli, 25. Juli, 4. November 1520), edited by Edward Yoder (The Mennonite Quarterly Review, vol. II, 229—259, Goshen-Indiana 1928). — Der große Brief Konrad Grebels und seiner Genossen an Thomas Muntzer vom 5. September 1524 mit Nachschrift ist abgedruckt von Max Staub im Originaltext und von Christian Neff in neudeutscher Fassung; an beiden Orten ist auch Konrad Grebels Schutzschrift veröffentlicht.

tiefe Einblicke in die faustische Natur des Schreibers und in den Gang seiner geistigen Entwicklung. Ein Pechvogel nach seinen äußern Erfolgen gemessen, aber zuletzt ein durch christliche Erweckung wahrhaft wiedergeborener Mensch. Die Briefe aus Wien und Frankreich zeigen noch den für Wissenschaft und Freundschaft begeisterten Studenten, der das Höchste anstrebt, aber seelisch und körperlich leidend der eigenen Schwächen bewußt bleibt, eher den Lehrer und Freund überschätzt, als sich selbst zuviel zutraut; kritisch gegen andere und ebenso kritisch gegen das eigene Ich. Konrad Grebel hatte scharfe Augen für die Fehler seiner Mitmenschen und einen noch schärferen Blick für das persönliche Ungenügen, das erwuchs aus der schlechten Gesundheit und aus der Verkettung seines ehrlichen Strebens mit der Schuldhaftigkeit des ihm am nächsten stehenden Menschen — seines Vaters, der Außenstehenden als Ratsherr ohne Furcht und Tadel galt, den wenigen aber, die seine geheimen Machenschaften durchschauten, als ein Seiltänzer des Lebens erschien. Jakob Grebel war vor allem Politiker, nicht schlechter und nicht besser als viele tonangebende Männer seiner Zeit, die auf dem schmalen Seile der schwankenden Volksgunst tanzten und durch einen Vorhang, den sie vor die Bühne zogen, den Abgrund, über dem sie schwebten, vorsichtig den Zuschauern verhüllten, bis sie seiner zuletzt selbst nicht mehr achteten.

Das tiefste Schmerz- und Schuldgefühl, das Zwingli je empfand, wurde in den Pestwochen des Jahres 1519 durch Buße und Gebet, Gnadengewißheit und Entschluß zu höchster Tat überwunden. Konrad Grebel schleppte jahrelang Krankheit, Zweifel und schlechtes Gewissen mit sich herum, nicht stark genug, den Verlockungen, die in Wien und Paris an jeden Jüngling herantraten, zu widerstehen, aber zu einsichtig und ehrlich, um Leichtsinns als Glück zu genießen. Am schwersten litt er am klaren Bewußtsein, das er nur wenigen wie Myconius und Vadian anvertraute, daß die Wurzeln des Baumes, von dem ihm und dem Vater jahrelang Früchte in den Schoß fielen, vergiftet waren. Es waren verbotene Früchte, die der Vater, der zwar sein Bestes wollte, länger als es geheuer schien, ihm aufdrängte oder selbst genoß, verboten durch Satzungen der Vaterstadt, die Jakob Grebel als verantwortliches Mitglied der Obrigkeit mit erließ, mit beschwor und auf die er Mitbürgern und Untertanen den Eid abnahm.

Konrad Grebels Seelenleben war aber nicht nur verdüstert durch die seit Jahren getrübten Beziehungen zum Vater, sondern auch durch die Ehe, die er im Jahre 1522 gegen den Willen der Eltern geschlossen hatte. Es waltete von Anfang an ein tragisches Verhängnis über diesem Bund, der als schuldbeschwerte Leidenschaft in Zürich begann, als beglückendes, aber doch nicht sorgenfreies Idyll in Basel fort dauerte und, nach der Heimkehr des Paares in die Vaterstadt gesetzlich bestätigt, zur drückenden Bürde wurde. War es bittere Armut oder niedere Herkunft der glühend Geliebten, die im Elternhaus ihres Anbeters den Widerstand gegen eine Heirat hervorrief? War Barbara eine vorzeitig aus Klostermauern entronnene Nonne oder ein sonst von Unheil verfolgtes Menschenkind? Dunkle Andeutungen, die Konrad gelegentlich seinem Schwager macht, lassen sich nicht einwandfrei aufhellen. Während einer Abwesenheit des Vaters, der in Staatsgeschäften zu Frauenfeld tagte — anfangs Februar 1522, hatte Konrad Grebel den entscheidenden Schritt gewagt und zuerst die Oheime Hans Wirz und Doktor Engelhard ins Vertrauen gezogen, damit diese bei ihrem Bruder und Vetter ein gutes Wort für ihn einlegen möchten. Die alte Mutter war untröstlich und schwamm in Tränen, sie verwünschte den Sohn, und der Vater war, als er vor die unliebsame Tatsache gestellt wurde, wohl außer sich vor Zorn. Ganz ungetrübt scheint damals, neben den Beziehungen zu Schwester und Schwager in St. Gallen innerhalb der Familie nur die Freundschaft mit Dorothea und Margareta Wirz von Wädenswil, den Töchtern des Onkels Hans, geblieben zu sein ⁹¹⁾.

„Min ganze Welt“, griechisch „Holocosme“, nannte Konrad Grebel die Gefährtin, obwohl er sich ihrer Treue nicht lange sicher fühlte. Das war wohl der Dorn an der Rose des früh zerblätternden Glücks. Oder war es nur das Bewußtsein eigener Körperschwäche, das dem Kranken so früh Zweifel in die Dauerhaftigkeit der großen Liebe einflößte? Was band ihn so fest an die vergötterte Frau, sie war nicht übermäßig schön; was bewog ihn, alle Warnungen in den Wind zu schlagen? Ich glaube, es war das Kind, das sie bei der Rückkehr von

⁹¹⁾ Siehe außer den in vorangehenden Anmerkungen aufgeführten Briefen von Konrad Grebel an Vadian (1518—1523) folgende Schreiben der Jahre 1524 und 1525 (Vad. Br. III = MSG XXVII), alle aus Zürich,

1524: 26. Febr. (III, 58)	14. Okt. (III, 88)	1525: 14. Jan. (III, 104)
31. Juli (III, 83)	11. Dez. (III, 94)	30. Mai (III, 116)
3. Sept. (III, 84)	15. Dez. (III, 95)	

Basel von ihm unter dem Herzen trug. Theophil nannte Konrad Grebel seinen ersten Sohn, dessen Werden und Erwachen vielleicht die große Wendung im Leben des unsteten Studenten herbeiführte⁹²⁾. Der junge Vater war ein Mensch von reichen Gemütskräften, der Freude und Schmerz, Verzweiflung und Hoffnung mit einer Wucht empfand, wie sie nicht jedem eigen ist. Oft war er im Leben so einsam, weil er sich nur selten und nur von wenigen verstanden fühlte. Im Hause des Buchdruckers Cratander in Basel, wo er im Vorjahr einige Wochen gewohnt und gearbeitet hatte, lernte er den Segen eines wahrhaft christlichen Familien-, Berufs- und Gemeinschaftslebens, die Wirkung eines starken Bibelglaubens kennen. Das Wunder der Menschwerdung, erlebt am eigenen Fleisch und Blut, riß ihm wohl den letzten Nebel von den Augen. Es erwuchs aus tiefstem Erleben ein vorher nicht vorhandenes Verantwortungsgefühl gegenüber Gott, dem Schöpfer, und aller Kreatur. Noch zweimal erlebte Konrad Grebel die große Stunde, am 11. August 1523 und am 6. Januar 1525, als ihm sein zweiter Sohn Josua und das Töchterlein Rahel geboren wurden. Je mehr die leiblichen Angehörigen von ihm abrückten, desto näher glaubte der in die Zeit der Apostel versunkene Christ dem himmlischen Vater zu kommen durch den Erlöser, dessen Kraft er in Stunden der Trübsal nicht nur für sich, sondern für alle, die ihm lieb waren, herabflehte.

Konrad Grebel ist im Jahre 1522 ein anderer Mensch geworden, das spürt man aus Form und Inhalt seiner Briefe deutlich heraus. Im Glauben mit nächsten Freunden verbunden zu sein, ist sein größter Wunsch; aber die Übereinstimmung darf nicht nur eine oberflächliche sein, sondern sie muß in die Tiefe gehen bis zu den Wurzeln der geistigen Existenz. Es fällt Konrad Grebel schwer, allmählich einzusehen, daß Zwingli, dem er so viel Anregung und Förderung verdankt, eine andere Richtung einschlägt als er es vor seinem Gewissen verantworten kann. Doch gibt er noch lange die Hoffnung nicht auf, daß Vadian sein Weggenosse bleiben würde. Ihm schließt er sein Herz auf, als er mit Zwingli schon geraume Zeit gebrochen hatte. Was ihn von diesem trennte, war die verschiedene Auffassung von Welt und Menschen, vom Ziel und Inhalt der nach seiner Meinung durch Zwinglis Zaudern ins Stocken geratenen Reformation. Zu den Zauderern

⁹²⁾ Dieser ältere Sohn tritt uns nicht aus dem Briefwechsel, sondern erst aus spätern Erbschaftsakten und genealogischen Aufzeichnungen entgegen.

gehörte auch sein eigener Vater; was er aber diesem noch verzeihen konnte, das war ihm als Unterlassung eines zum Führer Geborenen unverständlich und unentschuldbar, das erschien ihm als Versündigung am Heiligen Geist. Konrad Grebel wollte es nicht begreifen, daß Irrtümer und Mißbräuche, die als solche erkannt und gebrandmarkt worden waren, noch länger geduldet werden sollten aus bloßer Rücksicht auf Menschen, die aus Verstocktheit oder aus Unverstand Gottes Willen nicht taten.

Was Konrad Grebel an der Zürcher Reformation immer schärfer bemängelt, das sind Maßnahmen, die ihm als Halbheiten erscheinen, vor allem der gegen bessere Einsicht fortbestehende Zehntenbezug, die Duldung der gegen das Evangelium verstoßenden Messe und die Beibehaltung der Kindertaufe, die er und eine Reihe von Gesinnungsgenossen als schriftwidrig ansehen aus Gründen, die anfänglich Zwingli selbst ernsthaft erwog.

Schon beim Glaubensgespräch vom Oktober 1523 waren am dritten Tage die Wege der Neugläubigen deutlich auseinander gegangen. Die Gruppe, die bald darauf in der Erwachsenentaufe das Zeichen ihres Bekenntnisses erblickt, tritt mit Wünschen zutage, die sich so gut wie die Forderungen der Mehrheit auf die Schrift gründen. Die Entscheidung über das, was der gläubige Christ fortan tun oder nicht tun solle, stellt sie nicht der Obrigkeit anheim, sondern allein Gott, d. h. dem von Gott erleuchteten Gewissen. Als Zwingli die künftige Art, Messe zu feiern, durch einen Ratsbeschluß geordnet wissen wollte, erwiderte Simon Stumpf: „Meyster Ulrich! Ir hand dessen nit gwalt, das ir minen herren das urteil in ir hand gebind, sunder das urteil ist schon geben: der geist gottes urteylet. So dann mine herren etwas erkennen wurdind und urteylen, das wider das urteyl gottes were, so wil ich Christum umb sinen geist bitten, und wil darwider leren und thûn.“

Daß er Entscheid und Urteil dem Rat überlasse, bestritt Zwingli; auch er wolle gegen ein gottwidriges Gebot predigen und handeln. Das hindere aber nicht, daß die Behörden ratschlagen und beschließen, wie man „am aller kommllichsten“ ohne Aufruhr zur Tat schreite, nachdem sie, durch diese Versammlung belehrt, erkannt hätten, ob die Messe ein Opfer sei oder nicht. Und als die Aussprache über die Messe, an der sich Konrad Grebel als gründlicher Schriftkenner auswies,

vorüber war, da betonte Vadian als Präsident ausdrücklich, daß der Versammlung kein Urteil zustehe. Die Sache zu ermessen und zu erwägen, sei jetzt Aufgabe des Rates, dem Gott der Allmächtige als der Obrigkeit Einsicht und Kraft verleihen möge, die Wahrheit zu schirmen und Mittel und Wege zu finden, durch die „das Wort Gottes, das sein eigener Richter ist und sein will“, gehandhabt und gepredigt, dazu die seit langem eingepflanzten Mißbräuche ohne Kränkung der noch Unwissenden auf dem Boden der Zürcher Landschaft abgestellt und beseitigt würden.

Der alte Bürgermeister Markus Röist gab damals seiner tiefen Ergriffenheit Ausdruck mit den Worten: „Ouch ir, mine herren von Zürich, sollend das wort gottes dapferlichen, manlichen, on alle forcht annemen. Got, der allmechtig, wirt üch glück geben. Ich kan nit wol von den sachen reden; ich red eben darvon wie der blind von den farwen. Jedoch so muß man das wort gottes redlichen an die hand nemmen. Und bittend got allsammen, das es wol gang.“ Vor ihm stand der Leutpriester vom Großmünster, der soeben mit Tränen in den Augen dem Rat zugerufen hatte: „Lassend üch nit erschrecken, gnädigen, lieben herren! Got stat an unser syten; der wirt das sin wol beschirmen ... Man muß den herren lassen walten; der wirt die sinen in ewigkeit in keinen nöten nit verlassen.“ Und neben Zwingli stand sein Amtsbruder vom St. Peter, Leo Jud, der mit gleichem Ernst mahnte, der Rat möchte standhaft, wie es Christen gebührt, bei der Lehre Gottes bleiben und sein Wort im ganzen Herrschaftsgebiet beschirmen. „So das beschicht, so wirt got gwüsser sach in ewigkeit by üch ston als by sinen usserwelten.“

Das war die Stimmung im Zürcher Rathaus Ende Oktober 1523 gewesen. Konrad Grebel gehörte zu denen, die diese sieghafte Zuversicht nicht teilten; der weiße Bart seines Vaters, der andern Bürgern Ehrfurcht einflößte, erinnerte ihn gespensterhaft an den Meineid, dessen sich dieser leibhaftige Vertreter der christlichen Obrigkeit, die den Gang der Reformation bestimmte, schon mehr als einmal bei der Beschwörung des Pensionenverbotes schuldig gemacht hatte. Er war das vornehmste und älteste Mitglied der Kommission, der mit den drei Leutpriestern, dem Propst von Embrach Heinrich Brennwald, dem Abt von Kappel Wolfgang Joner und dem Komtur von Küssnacht Konrad Schmid die Beratung und Antragstellung über die brennen-

den Fragen anvertraut war⁹³). Die Briefe, die Konrad Grebel vom November 1523 bis Dezember 1524 an seinen Schwager nach St. Gallen richtete, sind nur voll verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Vadian als Leiter des Glaubensgesprächs für die Durchführung der dort gewonnenen Erkenntnisse eine moralische Mitverantwortung trug und daß der Schwiegervater Vadians auf die Entscheidungen in Zürich wesentlichen Einfluß ausübte. Wenn der Ratsherr nicht im Sinne des Sohnes tätig war, d. h. nicht auf sofortige Abschaffung von Bildern und Messe drängte, so ist leicht zu erraten, wie es um den innern Frieden im Hause Grebel bestellt war und wie die Haltung des Vaters auf die Stellung des Sohnes zur Obrigkeit einwirkte. Die Spannung zwischen Vater und Sohn steigerte sich auf der einen Seite zu wachsender Vorsicht des Vaters gegenüber gewaltsamen Neuerungsversuchen, auf der andern zu versteifter Ablehnung der obrigkeitlichen Gewalt in Glaubenssachen durch den Sohn. Und da Zwingli, wenn seine und der beiden andern Leutpriester Ratschläge nicht sofort durchdrangen, aus politischer Klugheit und christlicher Nachsicht sich in Geduld faßte, übertrug Konrad Grebel mehr und mehr seinen Groll auch auf den Reformator und suchte Anschluß bei denen, die unmittelbar und rascher als Luther und Zwingli das Wort Gottes auch in äußern Dingen in die Tat umsetzten. Jedes derartige Streben mußte aber den Widerstand der Miteidgenossen gegen jede Neuerung verstärken und die Feindschaft gegen Zürich auch im Ausland vermehren, was hinwiederum Zwingli zu maßvoller Zurückhaltung zwang. Konrad Grebel und seine Freunde waren schon darüber erbittert, daß die im Oktobergespräch von 1523 grundsätzlich verworfene Messe noch monatelang vom Rate geduldet wurde, und als sie zur Überzeugung kamen, daß die schriftgemäße Taufe ein Sündenbekenntnis voraussetze und deshalb nach Gottes Willen und Christi Geheiß nicht an unverständigen Kindern, sondern nur an bekehrten reuigen Erwachsenen vollzogen werden dürfe, begriffen sie nicht, daß die geistlichen und weltlichen Machthaber in Zürich sich der Ausbreitung dieser Erkenntnis, die sie als unumstößliche Wahrheit betrachteten, widersetzten. Wo blieb die Freiheit des Gewissens, das Heil der Seelen, wenn man Mißbräuche, die den wahren Glauben verdunkelten, nicht entschlossen

⁹³) Weltliche Mitglieder waren neben Jakob Grebel: die Zunftmeister Niklaus Setzstab, Johannes Berger und Rudolf Binder, sowie die Großräte Konrad Escher, Hans Usteri, Joh. Wegmann und Heinrich Wermüller.

entfernte und Grundwahrheiten, die das Wort Gottes lehrte und die von Zwingli in vertrautem Kreise nicht bestritten wurden, wie die Anfechtbarkeit der Kindertaufe, öffentlich verleugnete?

Die Prälaten, die den Ratsverordneten ein rasches Vorgehen widerrieten, erschienen Konrad Grebel als geschorene Ungeheuer, und der Vater, der den Mut zu kühnem Handeln nicht fand, im besten Falle als Feigling. Als alle Anstrengungen Zürichs seinem Freund Klaus Hottinger und den Glaubenszeugen von Stammheim in Luzern und Baden das Leben nicht retteten, da zerbrach das Vertrauen treuester Anhänger des Evangeliums in die Kraft der christlichen Obrigkeit und ihrer Hirten. Von Brief zu Brief an Vadian wird Konrad Grebels Ton gegen Zwingli feindseliger und gereizter. Um so größere Hoffnung setzt er mit seinen Freunden auf die durch ihre Schriften und Taten rasch bekannt gewordenen deutschen Theologen Karlstadt und Thomas Müntzer, doch nicht etwa diesen sich blind unterwerfend, sondern auch ihnen gegenüber eine aus selbständigem Bibelstudium gewonnene Stellung wahrend. Noch hoffte der Zürcher Ratsherr, der Sohn, dem er dringend zu einem Besuch in St. Gallen riet, könne dort zur Vernunft gebracht werden. Dieser aber empfand keine Lust nach Pflege der alten Freundschaft, wenn er nicht hoffen durfte, Schwester und Schwager für seinen Glauben zu gewinnen. Ja, er steckte so tief in seinen rein religiösen Gefühlen und Gedanken, daß er am 11. Dezember 1524 nicht imstande war, im Auftrag des Vaters, der an einem Gichtanfall krank lag, die neuesten politischen Nachrichten von der Tagsetzung in Luzern und einer Tagung in Einsiedeln, die sich noch immer mit dem Ittingerhandel befaßten, klar nach St. Gallen weiterzuleiten. Politische Einsicht und Fähigkeit gingen ihm ab. Der Mitteilung, daß heute der Herzog von Württemberg in Zürich angekommen sei und daß der Vater an der Parteinahme zu dessen Gunsten kein Gefallen habe wie vielleicht andere Leute, fügt der Sohn lediglich bei: „Ich weiß nit, waß es ist und wart, was der welt wißheit ußrichten well und werd.“

Um so klarer sah Vadian ein, wohin die politische Gleichgültigkeit den Schwager mit seinen religiösen Bestrebungen führte. Der Gegensatz zwischen diesem und Zwingli trat am deutlichsten zutage, wenn fast gleichzeitig Briefe von beiden aus Zürich in St. Gallen eintrafen. Wo endete die von Vadian so heiß ersehnte Kirchenreform, wenn die nächsten Freunde sich trennten und befehdeten? War das Gemein-

same ihres evangelischen Glaubens nicht wichtiger als alles, was sie voneinander schied? Konnte ein in sich uneiniges Zürich außerhalb seiner Grenzen der Glaubensbewegung noch Stütze sein? Vadian verdammt den Schwager nicht, er brachte auch seinen Gedankengängen Verständnis entgegen; es lag ihm fern, auf eigenen Ansichten unbelehrbar zu beharren; er neigte selbst zu grundsätzlicher Verwerfung der Kindertaufe, aber ihm graute vor den Folgen eines vollständigen Bruchs der Taufgesinnten mit Zwingli und Leo Jud, deren überragende Verdienste er dankbar anerkannte, auch wenn er nicht in allen Lehrmeinungen mit ihnen einig ging. Um nichts unversucht zu lassen, griff Vadian am Kleinkindleintag 1524 noch einmal zur Feder, um dem Unheil zu wehren. Eindringlich mahnt er den Schwager zu Versöhnlichkeit gegen Zwingli und Jud, die Vorkämpfer sind der evangelischen Wahrheit. Gegen eine gründliche Auseinandersetzung über Meinungsverschiedenheiten hat er nichts einzuwenden; auch in diesen Dingen wird mit der Zeit die Wahrheit des Wortes siegen; doch gibt er Konrad den verwandtschaftlichen Rat, mit evangelischer Bescheidenheit und Sanftmut zu handeln. Vadian mahnte umsonst ⁹⁴).

Um so mehr tat es ihm wohl, wenn die Freundschaft mit den andern Zürcher Verwandten unverändert blieb. Ob er dem im vergangenen Sommer neu in den Familienkreis aufgenommenen jungen Sprachgelehrten Johann Jacob Ammann, der nach gründlichen Studien in Basel, Paris und Mailand 1521 nach Zürich zurückgekehrt war und mit Konrad Grebel und Valentin Tschudi unter Zwinglis Leitung sich im Griechischen fortgebildet hatte, nach der Vermählung mit der jüngsten Schwägerin, Dorothea Grebel, persönlich näher trat, wissen wir um so weniger, als diese Ehe schon nach Jahresfrist wieder geschieden wurde. Dagegen bestand das Vertrauensverhältnis zu Jakob Wirz und Jakob Grebel ungeschwächt fort, wie uns ein Brief bezeugt, den der Einsiedler Ammann in Zürich am 14. Oktober 1524 nach St. Gallen schrieb. Hier spricht ohne Anspielung auf religiöse und politische Zeitfragen die natürliche Sorge eines Vaters um das Wohl seiner zahlreichen Kinder, die dieser zu brauchbaren Menschen erziehen will. Junker Jakob sieht es lieber, wenn sein aus Frankreich (vermutlich von Lyon) heimgekehrter Sohn Wilhelm in einem St. Galler Spezereiladen sich nützlich macht, als daß der Jüngling in Zürich in leichtfertige Gesellschaft gerät. Und doch ist dieser Brief

⁹⁴) Vad. Br. III, 98 (= MSG XXVII).

nicht ganz unbeeinflusst vom Strome der Zeit. Unter dem Eindruck der evangelischen Wahrheit, daß keine ehrliche Arbeit schändet, verzichtet Jakob Wirz auf den Ehrgeiz seines Bruders Hans, alle Söhne zu Junkern zu erziehen. Weil dazu die Mittel nicht ausreichen, verachtet er auch Handwerk und Gewerbe nicht, wenn sie ein redliches Auskommen bieten. Das war die Wirkung der Predigten Zwinglis, der sich sein alter Freund im Einsiedlerhof nicht entzog ⁹⁵⁾).

6. Die Zuspitzung der Gegensätze, 1525—1527.

Der Untergang von Konrad und Jakob Grebel. Der Aufstieg von Vadian und Burkhard und Jakob Wirz.

Alle Erregung, die im Jahre 1524 die Herzen bewegte, drängt um die Jahreswende zu neuen Zusammenstößen. Gesandte von Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Freiburg reiten nach Bern, Glarus, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Appenzell und St. Gallen, um über die Ausbreitung des neuen Glaubens im Thurgau und das Verhalten Zürichs Beschwerde zu führen. In Einsiedeln und Zug wird von allen Orten über den Austrag des Ittingerhandels weiter beraten. Am 13. Januar 1525 erscheinen Boten von Bern, Glarus, Basel, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell und St. Gallen im Zürcher Rathaus, um „Rät und Burger“ zur Mäßigung zu mahnen. Zürich rechtfertigt sich in Wort und Schrift und erklärt, beim Gotteswort bleiben und alles treulich halten zu wollen, was redlichen Eidgenossen nach Inhalt der Bünde gezieme. In diese Auseinandersetzungen spielt die große Politik hinein. Tausende von Eidgenossen kämpfen im Solde des französischen Königs in Oberitalien, während andere Herzog Ulrich von Württemberg zulaufen, der sein Stammland, aus dem ihn Kaiser Karl vertrieben hatte, zurückerobern will. Fast ununterbrochen tagen eidgenössische Boten, in Luzern, Einsiedeln oder Baden. Neben Bürgermeister Diethelm Röist tritt als Wortführer Zürichs der Ratsherr Konrad Escher (vom Glas) besonders hervor. Kirchenreform, Innen- und Außenpolitik ist unlösbar ineinander verschlungen. In Zürich selbst entbrennt im Lager der Neugläubigen immer heftiger der Kampf zwischen der von Zwingli geleiteten Obrigkeit und der Täuferbewegung. Diese führt Konrad Grebel, zu jener gehört sein Vater Jakob, der freilich im Rate nicht mehr so führend auftritt wie

⁹⁵⁾ Vad. Br. IV, 247 (= MSG XXVIII).

früher. Haben Altersbeschwerden seine Kraft gelähmt oder der Zwiespalt im Hause ihm Mut und Zuversicht gebrochen? Oder beginnt schon Mißtrauen des Reformators seine öffentliche Stellung zu untergraben? Bedrückt ihn Furcht vor Aufdeckung geheimer Gesetzesverletzungen, wenn er Zwingli mit erneuter Leidenschaft im Großmünster gegen Solddienst, fremde Bündnisse, Miet und Gaben wettern hört? Es wirkte wohl alles zusammen, die Haare des Junkers vorzeitig zu bleichen. Seine letzte Hoffnung setzt er auf die Klugheit des bedächtigen Schwiegersohns in St. Gallen. Ob es diesem gelingt, den verwirrten Knoten zu lösen?

Es bedarf lebendiger Vorstellungskraft, um sich die seelischen Erschütterungen zu vergegenwärtigen, die sich im Kreise nächster Freunde und Verwandter in Zürich und St. Gallen während weniger Monate abspielten; es kreuzten und bekämpften sich Ansichten, Überzeugungen und Gefühle, die sich zwischen den äußersten Grenzen entgegengesetzter Standpunkte bewegten. Männer, die im Rathaus, in der Wohnstube, in der Kirche nebeneinander saßen, waren innerlich durch einen Abgrund getrennt, den auch die Tränen der Mütter, Frauen und Schwestern, die mit ihnen unter dem gleichen Dache wohnten, nicht auszufüllen vermochten. Zwingli, Vadian und Konrad Grebel, jeder suchte und rang mit gleicher Leidenschaft nach Wahrheit, nach Gotteserkenntnis, nach Erlösung, jeder stützte sich auf das Evangelium, jeder erstrebte eine neue Gemeinde in Christo. Und doch endet ihr Streben in Zwietracht, Not und Tod ⁹⁶⁾.

Diese Tatsache krampft noch nach 400 Jahren dem Betrachter das Herz zusammen, und selbst mehrjähriges Studium jener erregenden Vorgänge, die bis zur heutigen Stunde nachwirken, vermag die Frage,

⁹⁶⁾ Meine Ausführungen beruhen auf selbständiger Würdigung der Quellen; sie entstanden unabhängig von den teilweise den gleichen Stoff in neue Beleuchtung rückenden wertvollen Arbeiten von Johannes Ninck, Arzt und Reformator Vadian (St. Gallen 1936), und Leonhard von Muralt, Konrad Grebel als Student in Paris (Zürcher Taschenbuch 1937), Glaube und Lehre der Schweizerischen Wiedertäufer in der Reformationszeit (Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich 1938), wo die Quellen und Literatur über die Schweizerische Täuferbewegung sorgfältig zusammengestellt sind. Im einzelnen vergleiche man für dieses Kapitel Schritt für Schritt nach der Zeitfolge den Briefwechsel Vadians und Zwinglis, die Actensammlung von Egli, die chronikalischen Aufzeichnungen von Bernhard Wyß, Keßler und Bullinger, sowie die Eidg. Abschiede, die Actensammlung von Strickler und Zwinglis Werk III u. IV. Wesentliche Förderung verdanke ich dem Gedankenaustausch mit den Herren R. Imberg in Gümligen und Th. Schlatter in St. Gallen.

ob Schuld oder Schicksal den Höhenflug hemmten, nicht klar zu beantworten. Man vergleiche Konrad Grebels Schutzschrift an die gnädigen Herren von Zürich vom Ende des Jahres 1524 und seine beiden Briefe vom 14. Januar und 30. Mai 1525 an den Schwager in St. Gallen mit Zwinglis Briefen an Vadian und Oekolampad von Mitte Januar bis Ende Mai und seine Schriften aus dem gleichen Zeitraum, dann ermißt man die Glut und Wucht, mit der die Gegensätze aufeinander prallten.

Am Freitag, den 6. Januar — zwei Tage nachdem Burgermeister, Rat und Großrat der Stadt Zürich durch ihre Rechtfertigungsschrift die Miteidgenossen zu beschwichtigen suchten, wird Konrad Grebel das Töchterlein Rahel geboren, das er „im römischen Wasserbad taufen und schwemmen zu lassen“ sich weigert. Man stelle sich des Kindes Großvater vor, der am 17. Januar im Rathaus sitzt, als sein Sohn und dessen Gesinnungsgenossen mit den Leutpriestern um die Anerkennung der Bekenntnistaufe ringen und unterliegen! Tags darauf erkennen Burgermeister, Rat und Großrat, „daß man die Kinder, so si werdint, onangesehen diser irrtung sölle toufen; und sollint auch alle die, so ire kind bishar also ungetauft gehebt habint, die in acht tagen den nächsten lassen toufen; und wölicher das nit wöllt tuon, der soll mit wib und kind und sinem guot derselben unser Herren stadt, gricht und piet rumen und si darin ungesumpt lassen oder erwarten, was im witer begegne. Darnach soll sich mänklicher wüssen ze richten“. Die Obrigkeit hat gesprochen.

Konrad Grebel und ein Teil seiner Anhänger beharren auf ihrem Standpunkt; nach Recht und Gesetz ist für sie kein Raum mehr in Stadt und Landschaft Zürich. Aber der Reformator hatte sie selbst gelehrt, daß man Gott mehr Gehorsam schuldig sei als den Menschen, und da sich nach ihrer heiligen Überzeugung Zwingli und die Mehrheit des Großen Rates dem göttlichen Willen widersetzen, fühlten sie sich aus Gehorsam gegen Gott zum Widerstand gegen die Obrigkeit verpflichtet. Der Herd des Widerstandes war Zollikon, wo Konrad Grebel noch im Januar 1525 an dem Graubündner Georg Cajacob, genannt Blaurock, die erste Erwachsenentaufe vollzog. Diese war fortan das sichtbare Zeichen der neuen Gemeinde der Auserwählten, gegen die bald auch die Obrigkeit der Stadt St. Gallen ankämpfte, an ihrer Spitze Grebels Schwager Vadian. Weder er noch Zwingli hatten leichten Stand, sie halfen sich gegenseitig, um die nach ihrer

Meinung irriggläubige Sekte zu überwinden. Konrad Grebel gewinnt durch Predigt und Taufe von Erwachsenen rasch Anhang; ohne ein gewandter Redner zu sein, packt er die Herzen der Gläubigen mit unwiderstehlicher Kraft in Schaffhausen wie in Zürich, in St. Gallen wie in Waldshut. Verhaftungen, Verhöre und Strafandrohungen fruchten in St. Gallen so wenig wie in Zürich. Grebel und die Mehrzahl seiner Freunde bleiben unerschütterlich. Jene, die ihre Überzeugung nicht teilen, sehen darin strafwürdigen Aufruhr, der, um Anarchie zu vermeiden, unterdrückt werden muß. Um aber der evangelischen Wahrheit näher zu kommen, wird in Zürich am 12. April — es war am Mittwoch nach Palmsonntag — auf Verlangen der Leutpriester die letzte Messe gelesen und am Hohen Donnerstag im Großmünster zum erstenmal der Tisch des Herrn aufgerichtet.

Darin war die Täufergemeinde der neuen Volkskirche schon vorangegangen. Was diese aber allumfassend auf Anordnung des Großen Rates allen Bürgern und Bürgerinnen darbot, das vollzog jene nur im engen Kreise der sich als Christusjünger verbunden fühlenden Brüder und Schwestern, die das Reich Gottes nicht in dieser Welt suchten. Kindertaufe und Erwachsenentaufe wurden zum äußern Zeichen für diese grundverschiedene innere Einstellung zum Leben. Durfte man das Gemeinwesen von der Familie bis zur Eidgenossenschaft auseinanderbrechen lassen, aus einseitiger Rücksicht auf die eigene Seele, so fragten die Leutpriester und die Mehrheit der verantwortlichen Leiter des Staates; durfte man der Welt dienen unter Verzicht auf volle Versöhnung mit Gott durch Christus, war die quälende Frage derer, die sich zu höchster Vollendung berufen glaubten. Was aber das „Abendmahl“ zu bedeuten habe, darüber stritten die Theologen mit der ganzen Heftigkeit ernster Wahrheitssucher. Die Mehrheit des Volkes war sich noch kaum klar über den geistigen Inhalt der grundlegenden Änderung. Viele hingen noch mit Andacht am Sakrament der jahrhundertlang heilig gehaltenen Messe, die der Große Rat mit nur geringem Mehr für das ganze zürcherische Herrschaftsgebiet verbot; aber nur wenige hatten den Mut, ihrer Überzeugung getreu den anbefohlenen Tisch des Herrn zu meiden und von dem Zugeständnis, die Messe außerhalb der Landesgrenze zu besuchen, offenen Gebrauch zu machen. Der gemeine Mann mißtraute denen, die nach Baden, Einsiedeln, Wettingen und Dietikon zum Gottesdienst gingen.

Zu diesen gehörte der Geschütz- und Glockengießer Peter Füllli, er erlebte Gott und die Heiligen anders als sein Bruder Hans, der mit ihm das Tagewerk verrichtete und in den Feierstunden keine Predigt des Reformators versäumte, ja selbst kämpferisch sich für den neuen Glauben einsetzte. Wohin neigte das Herz von Peters Gattin, Margareta Wirz, wo stand der Sinn ihrer Eltern in Wädenswil und ihrer Geschwister? Hier wie in vielen Häusern war der Familienkreis innerlich schmerzvoll zerrissen. Wer nicht, wie einzelne Führer und ihre blinden Anhänger von der Untrüglichkeit seiner eigenen Gedanken und Gefühle überzeugt war, mag damals schon vom Wunsche erfaßt worden sein, es möchte in Stadt und Landschaft Zürich wie in der ganzen Eidgenossenschaft verschiedenen Formen des Glaubens und des Gottesdienstes nebeneinander Duldung gewährt werden. Wohl berief sich der Reformator für die Durchsetzung seines Glaubens auf die Freiheit des Gewissens, er lehnte es jedoch ab, den Anhängern der alten Kirche und den Taufgesinnten die Betätigung ihres Glaubens auf Zürcher Boden länger zu gestatten. Den Sieg der von ihm erkannten Wahrheit betrachtete er allein als eine Frage der Zeit. Auch wenn er wohlüberlegt nur Schritt für Schritt vorging, so zielte er doch immer aufs Ganze, auf die Durchdringung des gesamten staatlichen und persönlichen Lebens durch das Wort Gottes, so wie er als Hirte es verstand und verkündete.

So wie in Zwinglis Brust sich eidgenössische und christliche Gesinnung ineinander verschmolzen, so empfand er Land und Volk als staatliche und geistige Einheit im Zeichen des Kreuzes. Und wenn sein Werk von außen durch Waffengewalt oder von innen durch Trug und List bedroht schien, dann entflammte er von der Kanzel Obrigkeit und Gemeinde zum heiligen Kampf. Ein Abirren von der ihm zielsicher scheinenden Bahn galt ihm als Zeichen von Schwäche, Verblendung, Verstocktheit, Eigennutz, Haß oder Bosheit der Gegner, die eines Bessern belehrt oder unschädlich gemacht werden mußten. So vermochte Zwingli in der Freitagspredigt vom 13. Januar 1525 in Anwesenheit eidgenössischer Boten die Zuhörer derart hinzureißen, daß das begeisterte Volk kriegsentschlossen Beifall klatschte. Es ist kein Zufall, daß Konrad Grebel diesen Auftritt nachdenklich nach St. Gallen meldete. Daß es aber dem Reformator nicht um Krieg an sich, sondern um die Verteidigung des Evangeliums und des Landes zu tun war, das bewies die Sonntagspredigt, die er am 5. März nach

der Schreckenskunde von Pavia hielt. Hier rechnete er ab mit den Regenten, die um fremder Pensionen willen zu verderblichen Bündnissen rieten, und den Hauptleuten, die für blutigen Sold das Jungvolk auf die Schlachtbank führten und selbst in den Tod rannten, wie der ungehorsame Zürcher Haudegen Rudolf Rahn, der mit Tausenden anderer Eidgenossen bei Pavia gefallen war. Das Fernbleiben Zürichs vom französischen Bündnis hatte sich glänzend bewährt. Und doch bedeutete auch der Sieg des Kaisers eine Gefahr. Deshalb schenkte Zwingli dem Herzog von Württemberg, der dem Kaiser entgegengrat, Wohlwollen, auch wenn er ihm von der Aufwiegelung eidgenössischer Knechte dringend abriet ⁹⁷⁾.

Solch enge Verknüpfung religiöser und politischer Fragen war nicht nach dem Sinne des Ratsherrn Grebel, den die bitteren häuslichen Erfahrungen lehrten, daß die Herstellung völliger staatlicher und kirchlicher Einheit ein Ding der Unmöglichkeit war, wenn der Weg nicht über Leichen führen sollte. Und doch fand auch sein Schwiegersohn in St. Gallen zur Beseitigung der kirchlichen Mißstände kein anderes Mittel als die aus göttlichem Recht fließende Gesetzgebung des bürgerlichen Gemeinwesens, die der verweltlichten Gewalt der Kirchenfürsten ein Ende machen sollte. Um dieser Aufgabe willen, die er im Bewußtsein christlicher Verantwortung freudig ergriff, trennte sich Vadian als Staatsmann von seinem Schwager, der losgelöst von staatlicher Pflicht des Heil seiner Seele und der ihr verwandten Seelen suchte. Und als Staatsmann ermunterte Vadian seine Freunde in Zürich, mit allen Mitteln der Liebe und des Zwangs die von seinem Schwager geführte Glaubensbewegung in den Strom der obrigkeitlichen Kirchenreform zu lenken. An Geduld und Nachsicht fehlte es ihm nicht. Für den Enderfolg wollte er jede Verzögerung in Kauf nehmen. Doch alle Freundschaft und Liebe, die Joachim von Watt und Konrad Grebel auch in den Tagen der Entzweiung verbanden, vermochten keine Brücke zu schlagen zu gemeinsamer Tat.

Zwingli brauchte nicht zu fürchten, daß es Grebel gelinge, Vadian auf seine Seite zu ziehen; denn des Täufers Art, unbedingte Anerkennung dessen, was er für biblische Wahrheit hielt, zu fordern, ohne

⁹⁷⁾ Siehe Zwinglis Predigt wider die Pensionen, 5. März 1525 (Zwingliana III, 337); C. Keller-Escher, Die Familie Rahn von Zürich (1914).

auf Gegengründe zu hören, entsprach nicht humanistischen Gepflogenheiten und nicht den Begriffen staatsmännischer Weisheit und christlicher Demut. Aber daß ein Mensch, der so viel von ihm empfing, jede Rücksicht des Dankes und der Freundschaft fallen ließ, das war der Stachel, der Zwingli so tief verletzte. Grebel jedoch konnte es nicht verschmerzen, daß der Reformator seine auf das Höchste gespannten Erwartungen nicht erfüllte. Beide leisteten in jenem Frühjahr das Äußerste. „Ich schreibe mitten in so viel Arbeit und bei so heftigem Kopfweh, daß, wenn ich nicht die Feder vorwärts laufen sähe, fast nicht mehr wüßte, was eigentlich geschieht“. So schließt am 31. März 1525 Zwingli den Brief an Vadian, kurz bevor Konrad Grebel selbst in St. Gallen auftauchte.

Was Frau Martha, die Gattin und Schwester litt, als dort der Bruder die Taufgesinnten um sich sammelte, am 9. April 1525 — am Palmsonntag — Hunderte von Männern und Frauen, die sich zum lebendigen Glauben bekannten, in der Sitter taufte, dann seine Lehre in der Weberstube vor dichtgedrängten Zuhörern vortrug und bald darauf unbeirrt nach Zürich zurückkehrte, läßt sich nur schwer in seiner vollen Tiefe ermessen. Fieberhaft setzte Konrad Grebel mit dem gelehrten Chorherrensohn Felix Manz und andern Freunden den Widerstand gegen die Zürcher Leutpriester fort. Noch schützte ihn das Ansehen des Vaters vor dem Kerker, solange er sich in seinem kummerbeladenen Haushalt, der dem väterlichen Ritterturm dicht benachbart war, ruhig verhielt. Jetzt stand die Schaffung der Theologenschule am Großmünsterstift vor der Türe. Aber der Lehrstuhl, den er einst heiß ersehnt hatte, blieb ihm um seines Glaubens willen versagt, er mußte froh sein, wenn glücklichere Gottesdiener, vielleicht der Abt von Kappel, um geringen Preis seine wertvollen Bücher kauften, damit er sich drückender Schulden erwehren konnte. Gelehrsamkeit war ihm nicht mehr das Höchste, irdischen Ehrgeiz hatte er abgestreift. Es zog ihn aus der Enge der Stadtmauern hinaus nach Zollikon, nach Grüningen, um den Bauern in Wohnstuben oder im Freien die Bergpredigt und das letzte Gericht in Erinnerung zu rufen, den Bekehrten die Taufe zu spenden und mit ihnen das Mahl des Herrn zu teilen. Das Heim, an das ihn mit allen Mitteln der Einschüchterung Vater und Gattin zu fesseln suchten — diese drohte im Falle seines Entweichens dem Rat die geheimen Schritte seines Freundes Manz zu verraten —, wurde ihm zum Gefängnis, die Mutter seiner Kinder,

an denen er hing, zur Verführerin, das Dasein zur Qual, das ewige Leben in Gott zur einzigen Hoffnung⁹⁸⁾).

Das war die Lage Grebels nach dem aufregenden Prozeß, der in Zürich zwischen Ostern und Pfingsten die Täufer scharf ins Verhör nahm, sie aber nicht zur Unterwerfung zwingen konnte. Mit seiner Schrift „Von Taufe, Wiedertaufe und Kindertaufe“, die er am 27. Mai in einer eindringlichen Vorrede dem Bürgermeister, den Räten und der ganzen Gemeinde von St. Gallen widmete, hoffte Zwingli einen entscheidenden Schlag zu tun durch den öffentlichen Nachweis der gegnerischen Irrtümer. Die Abwehr der hitzigen Angriffe hatte ihn der Erschöpfung nahe gebracht; „alle frühern Kämpfe waren im Vergleich zu diesem da ein Spiel,“ gesteht er Sonntags, den 28. Mai im Begleitbrief an Vadian. Am Dienstag darauf griff Konrad Grebel zur Feder, um den geliebten Schwager noch einmal zur Umkehr zu mahnen. Aus diesem Briefe vom 30. Mai 1525 spricht weder Haß noch Hochmut, sondern todesentschlossene Gottesfurcht und Wahrheitsliebe, nicht schwärmerischer Irrwahn, sondern echter Pfingstgeist.

„Wenn Du es nicht mit den Brüdern halten kannst, so widersetze Dich ihnen doch nicht, damit Dir verziehen werden kann; gib andern Gemeinwesen kein Beispiel der Verfolgung. Ich sage Dir bei meinem Glauben an Christum, bei Himmel und Erde und allem, was in ihnen ist, untrüglich wahr, daß ich allein aus Liebe zu Dir so gemahnt habe. Deshalb beschwöre ich Dich bei Christo, daß Du mich, aus dem Christus redet, nicht verachtest als Mahner, und sei ängstlich besorgt, daß es Dir zur Einsicht und nicht zum Zeugnis gesagt sei. Wenn Du nachgibst, werde ich meine Seele für Dich geben; wenn Du nicht nachgibst, werde ich sie für diese unsere Brüder hingeben gegen alle, die wider diese Wahrheit streiten. Ja, Zeugnis will ich für die Wahrheit leisten durch Verlust der Güter, des Hauses, das mir allein gehört; Zeugnis werde ich ablegen durch Gefängnis, Verbannung, Tod und durch Abfassung eines Büchleins, wenn es Gott nicht verwehrt. Und sollte ich selbst nicht mehr zum Schreiben kommen, werden alle andern nicht schlafen. Du billigst die Lehre, Zwingli mißbilligt sie; was wartest Du noch, da Du doch vor andern weise bist. Wartest Du, bis Du einen Vorwand hast, die Lehre zu verwerfen und zu verfolgen? ... Wenn die Lehre so heilsam ist, wie sie es tatsächlich ist und wie Dein Herz es zugibt, und Du dieser doch die Berufung abstreitest, warum berufst Du nicht Dich selbst oder einen andern? Oder sollte Erwählung und Taufe Sache des Rates sein? ... Grüße die Schwester und die Familie von mir durch Taten der Gnade.“

Vadian schritt ungebeugt auf dem Wege fort, den das Gewissen dem Bürger eines christlichen Gemeinwesens vorschrieb. Konrad

⁹⁸⁾ Man lese den herzergreifenden Brief Konrad Grebels an Andreas Castelberger vom Mai 1525, veröffentlicht von Ernst Corell und H. S. Bender (The Mennonite Quarterly Review, vol. I, Nr. 3, July 1927).

Grebel dagegen nahm, seinen Glaubensbrüdern und -schwestern zum Trost, das Kreuz auf sich, wie ihm die bedingungslose Nachfolge Christi gebot. Dieser Glaube trieb ihn zur Auflehnung gegen die politische und kirchliche Gewalt seiner Vaterstadt, die jeden, der sich ihrer Ordnung nicht fügte, aus ihrem Bereich ausschloß, ob er Untertan war oder Regent. Doch Zwingli, der in Staat und Kirche die Richtung gab, handelte nicht, wie seine Feinde behaupteten, aus Herrschgier und Ruhmsucht; was er tat, glaubte er so gut Gott schuldig zu sein wie die Altgläubigen und die Täufer, die ihn verlästerten. In Ablehnung der Kindertaufe sah er Aufruhr, Verschwörung und Ketzerei, im Festhalten an der Messe Gottlosigkeit oder geheimen Verrat.

Je mehr die altgläubigen innern Orte von Zürich abrückten, desto dringender wünschte Zwingli eine Stärkung des evangelischen Lagers, die ihm nicht möglich schien ohne Brechung jedes Widerstandes, komme er von rechts oder links. Und da der alte Ratsherr Grebel einer Verschärfung der Gegensätze mehr und mehr zu begegnen suchte, bekam er Zwinglis Verdacht und Zorn nicht weniger als sein Sohn zu spüren. Den Unterschreiber Joachim Amgrüt, der den Mut nicht verlor, im Rat gewissen Neuerungen bewußt entgegenzutreten und auch theologisch wie juristisch im Rate eine eigene Meinung zu verfechten, brandmarkte Zwingli am 22. September 1525 brieflich gegenüber Vadian als „Spießgeselle Deines Schwiegervaters“. Das läßt tief blicken, wenn man an alle innen- und außenpolitischen Verwicklungen denkt, die im Sommer und Herbst gleichzeitig mit der Bekämpfung der Täuferbewegung, der Abschaffung der Messe und anderer uralter Kirchenbräuche und der Einführung des neuen Kirchenregiments Stadt und Land beunruhigten ⁹⁹⁾.

Im Amte Grüningen, wo er als Landvogtsohn seine schönsten Jugendjahre verlebt hatte, wirkte Konrad Grebel predigend und taufend im Kreise einer wachsenden Schar von „Gläubigen“, deren Bekenntnis und Betätigung ihres Glaubens gegen die obrigkeitlichen Mandate verstieß und auch als Mitursache der aus tiefern Wurzeln allerorts ausbrechenden Bauernunruhen erscheinen konnten. Prädikanten, Vögte und Räte wußten kaum wo wehren. Der mit milder Festigkeit im Grüninger Schloß waltende Landvogt Jörg Berger hatte seine liebe Not. Die Täuferbewegung unter den Bauern eindämmen

⁹⁹⁾ Dazu vergleiche man den von Joh. Salat vertretenen reformationsgegnischen Standpunkt.

war doppelt schwer, da ein Stadtbürger und Sohn eines früheren Landvogts sie schürte. Am 8. Oktober gelang es ihm, an einer Versammlung bei Bezholz Konrad Grebel mit Georg Blaurock und andern Freunden zu verhaften¹⁰⁰). Am 11. Oktober meldet Zwingli seinem Freunde Vadian, der in St. Gallen auch nie aus der Unruhe herauskam:

„Mit der Sache Christi steht es bei uns immer gleich gut. Konrad Grebel ist samt Georg, jenem verrückten Menschen, in Grüningen gefangen genommen und eingesperrt worden. Der Unglücksmensch suchte ja immer ein Schauspiel mit traurigem Ende, jetzt hat er es. Gebe der gute große Gott, daß sein Wort keinen Schaden leide; denn gewisse Schwiegerväter sind so, daß ich nicht nur wenig Hoffnung, sondern auch wenig Glauben in sie setze.“

Landvogt und Räte machten sich die Überwindung der Täufer nicht leicht. Einer öffentlichen Disputation sollte die Entscheidung überlassen werden. In freier Rede und Gegenrede sollte sich Zwingli und sein Anhang mit den Täufern auf Grund der Heiligen Schrift noch einmal messen. Um neben andern den Vorsitz zu führen, wurde wiederum Vadian gerufen, der die Einladung nicht ausschlug. Ob er wie früher bei den Schwiegereltern abstieg oder in der neuen Amtswohnung, die Zwingli vor kurzem als Schulherr des Stifts bezogen hatte, wissen wir nicht. Ob er noch in letzter Stunde versuchte, den Schwager umzustimmen, auch darüber schweigen die Quellen. Mit welchen Gefühlen mögen am 6. November Zwingli, Vadian und die beiden Grebel über die Schwelle des Rathauses gegangen sein? Der Zudrang zu diesem dritten Täufergespräch, zu dem auch Abgeordnete aus dem Grüninger Amt und Landvogt Berger sowie Taufgesinnte aus St. Gallen und andern Orten erschienen, war so groß, daß man die Versammlung in das Großmünster verlegen mußte. Drei Tage lang dauerte der Wortkampf, dessen Eindruck vom Standpunkt eines einfachen Bürgers, der Zwinglis Auffassung teilte, Bernhard Wyß in seiner Chronik in zwei Sätzen zusammenfaßte:

„Aber wie wol Zwingli si mit altem und nüwem testament gnügsamlich überwand wol vor 600 mannen und im Großmünster vor man und wiben, so warend si doch so hertköpfig, daß si darab niemand bringen mocht, man türmte si, wie lang man wölte. Und müßtend mine herren groß liden, müi und arbeit mit inen han, denn es was ein fast schedliche sect und rott wider ein oberkeit.“

¹⁰⁰) Vgl. Leonhard von Muralt, Jörg Berger (Zwingliana V, 66ff., 103ff.) und Festgabe des Zwinglivereins zum 70. Geburtstage von Hermann Escher, S. 98ff. (1927).

Auflehnung gegen die Obrigkeit, das war der Hauptvorwurf, den die Inhaber der Kirchen- und Staatsgewalt in Zürich wie in St. Gallen gegen die Täufer erhoben. Wieweit dies allgemein auch auf die Lebensgebiete zutraf, die außerhalb der rein religiösen Grenze lagen, geht aus den Prozeßakten nicht klar hervor. Jedenfalls glaubte Konrad Grebel durch seinen Glauben den Staat selbst nicht zu gefährden, beteuerte er doch in seiner im Dezember 1524 an den Rat gerichteten Schutzschrift, daß ihm jede aufrührerische Absicht fernliege, und im Sommer 1525 versicherte er mit Marx Boßhart in einem Bittgesuch um freies Geleit die gnädigen Herren des Gehorsams in zeitlichen Dingen. Diese kamen aber am 18. November zum Schluß: Konrad Grebel, Felix Manz und Georg vom Hus Jacob (Blaurock) sollen wegen ihres Widertaufs und „ungebührlicher Praktik“ zusammen bei Mus, Brot und Wasser in den neuen Turm gelegt werden und niemand außer den verordneten Knechten zu ihnen Zugang haben, „so lang und vil Gott ein benüegen hat und mine Herren guot bedunkt“. Von auswärts zugezogene Anhänger der verbotenen Lehre werden des Landes verwiesen, einheimischen wird Gefängnis angedroht, wofern sie an ihrem Irrtum festhalten.

Das Ergebnis aller Bemühungen zeigt uns der Großratsbeschluß vom 7. März 1526, durch den nach langwierigen Verhören die drei obgenannten Führer mit neun männlichen und sechs weiblichen Glaubensgenossen zu verschärfter Kerkerstrafe verurteilt werden: Weil alle auf ihrem Wesen beharren, sollen sie zusammen bei Wasser und Brot auf Stroh in den neuen Turm gelegt werden und niemand „zuo noch von inen wandeln“. Man soll sie „also im turn ersterben und fulen lassen“. Erleichterung wird nur denen verheißen, die gehorsam sein und von ihrem „Irrsal“ abstehen wollen. Niemand soll Gewalt haben, hinter dem Rücken der Räte die Gefangenen aus dem Gefängnis zu befreien, sie seien gesund oder krank. Dieses Strafgericht wurde zu Stadt und Land durch Mandat verkündet. Männer, Frauen und Töchtern, die eine Widertaufe vollziehen, wird ohne alle Gnade der Tod durch Ertränken angedroht. Wer dagegen die Wiedertaufe widerruft und die Kindertaufe anerkennt, dem wird Entlassung aus dem Kerker auf Urfehde in Aussicht gestellt.

Noch am gleichen Tage meldete Zwingli den folgenschweren Entscheid an Vadian:

„So hat sich endlich die lang genug auf die Probe gestellte Geduld erschöpft. Umsonst hat Dein Schwiegervater den Rat um Erbarmen angefleht. Ich bedaure die unverbesserliche Kühnheit dieser Leute sehr, aber Gefallen kann ich nicht daran finden. Ich möchte nicht, daß die Anfänge des neu auflebenden Christentums durch derartige Beispiele eingeweiht werden, aber wir sind nicht Gott, dem es nun einmal gefällt, auf diese Weise zukünftigem Unheil vorzubeugen, wie er einst den Ananias, als er Petrus belog, durch einen plötzlichen schrecklichen Tod dahingerafft hat, wodurch er unserm Geschlecht das freilich dazu besonders geschickt ist, jede Lust zum Betrügen nehmen wollte.“

Der Ratsherr Grebel hielt es dagegen nicht für unvereinbar mit der obrigkeitlichen Autorität und Würde, wenn er zu Milde riet. Die Vaterliebe überwand allen Groll, er zitterte für das Leben des einzigen Sohnes und konnte aus Erbarmen mit dem eigenen Fleisch und Blut den leidenschaftlichen Zorn des Reformators nicht teilen. Schonungslos bezichtigt dieser Konrad Grebel unlauterer Beweggründe:

„Ich weiß, daß Grebel (er mag sich verwalten wie er will), sich aus keinem andern Grund von seinen Eltern losgesagt hat, als weil sie ihm nicht so viel vorstrecken wollten, wie er in seiner Unverschämtheit verlangte. Es quält das menschliche Herz, wenn es solchen Windstößen gegenüber nicht gefestigt ist, der Ehrgeiz. Den verbergen zwar alle, doch gelingt dies den jüngern weniger gut, immer wieder lassen sie sich ertappen,“ schreibt Zwingli am 10. April 1526 an Michael Wüst in Oberglatt zur Warnung vor den Verführungskünsten der Täufer.

Gerade dieser Brief zeigt, daß Zwingli ebenso heilig überzeugt war von der Richtigkeit seines Glaubens wie Grebel und seine Genossen von der Unfehlbarkeit des ihrigen. Die Absonderung einer kleinen Gruppe von Menschen, die sich selbst besser dünkten und der Kirche des Christenvolkes den Rücken kehrten, das war es, was Zwingli den Täufern als vermessene Selbstüberhebung vorwarf. Und weil sich das Zürcher Kirchenvolk mehrheitlich auf seine Seite stellte, war für die Täufer, wenn sie sich der Mehrheit nicht beugten, im Zürcher Gemeinwesen kein Platz mehr. Der Rat glaubte in Notwehr zu handeln gegen eine Bewegung, die auf die Dauer auch die gesellschaftliche und staatliche Ordnung zu untergraben drohte. Kindertaufe und Erwachsenentaufe waren der Ausdruck von zwei grundverschiedenen Lebensanschauungen geworden, daher die Erbitterung des Kampfes, der nie ausgetragen werden konnte, weil es um letzte Dinge ging, für die ein irdischer Maßstab fehlt.

Die häufigen, von tiefstem Vertrauen erfüllten Briefe Zwinglis an Vadian aus der ersten Hälfte des Jahres 1526 lassen den Schluß zu, daß das Verhalten des Zürcher Rates die Zustimmung des St. Galler Bürgermeisters fand. Wenn auch Vadian vielleicht im stillen gewisse Überzeugungen seines Schwagers teilte, so lehnte er doch die Verbreitung einer Lehre ab, für deren Verständnis ihm die Mehrheit der Mitmenschen noch nicht reif zu sein schien. Seitdem er auf Neujahr an den ersten Platz, den die Vaterstadt zu vergeben hatte, vorgerückt war, fühlte er sich für Friede und Ordnung im Gemeinwesen doppelt verantwortlich. Zwängerei war ihm fremd. Den Höhepunkt irdischen Strebens hatte er erreicht. Aber zum vollen Sieg der evangelischen Wahrheit brauchte es Zeit, viel Zeit. Vadian ließ sich durch den unerfreulichen Verlauf des Glaubensgesprächs zu Baden nicht entmutigen. Er hatte Geduld zum Warten, auch als ihm Zwingli am 3. Juli den Wunsch nach einer baldigen Begegnung nahelegte wegen gewisser Dinge, die sich dem Papier nicht leicht anvertrauen ließen.

In den Tagen vom 25. bis 28. August 1526 gab es gewiß Gelegenheit zu einer offenen Aussprache, als der Bürgermeister von St. Gallen an der Spitze von 30 Schützen in Zürich weilte. Man tat den Gästen viel Ehre an. Der alte Ratsherr nahm daran kaum mehr freudigen Anteil, er trauerte um den Sohn, den unlängst die Pest im Hause der in Maienfeld verheirateten ältesten Tochter hinraffte, nachdem ihm das Ansehen des Vaters oder das Mitleid eines Stadtknechts die Kerkertüre in Zürich geöffnet hatte. Er war mit dem Kurs der Zwinglischen Kirchenpolitik schon länger nicht mehr einverstanden. Das beweist die Fortdauer freundschaftlicher Beziehungen zu dem Unterschreiber Amgrüt, der im Frühjahr sich erbot, die Berechtigung der Messe nachzuweisen, dann aber vor Ausführung seines Vorhabens starb. Seines Amtes war dieser freilich schon enthoben worden kurz vor dem Rücktritt seines Vorgesetzten, des Stadtschreibers Kaspar Frey, den der Rat am 23. April seinem Gesuche gemäß wegen Gebrechlichkeit auf Pfingsten in allen Ehren entließ.

Am 23. Mai fand die Wahl der Nachfolger statt: Stadtschreiber wurde Wolfgang Mangold von Konstanz, Unterschreiber der schon geraume Zeit auf der Stadtkanzlei tätige Burkhard Wirz, der Sohn des Statthalters zu Wädenswil, den wir im Frühjahr 1521 im Alter von 14 Jahren als Zwinglis glühenden Verehrer kennen lernten. Jetzt bekleidete der erst 19jährige Mann ein Amt, das ihn in alle Staats-

geheimnisse einweihte. So erlebte er im Rathaus aus nächster Nähe alle Aufregungen von der Badener Disputation bis zum Sturz seines Oheims Jakob Grebel ¹⁰¹⁾.

Meinungsverschiedenheiten mit Zwingli hatten den Ratsherrn bis im Sommer 1526 aus seiner einflußreichen Stellung nicht zu verdrängen vermocht. Da traf ihn der Zorn des Reformators im Oktober wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Der Verlauf der äußern Ereignisse ist schon häufig geschildert worden, nicht ohne Tadel an Zwinglis scharfem Verhalten. Doch wurden bis heute verschiedene Umstände und Beweggründe, die den Ausbruch und den Ausgang des Zusammenstoßes entscheidend beeinflussten, nicht genügend gewürdigt. Was trieb Zwingli zu der rücksichtslosen Härte? Er war damals in großer Sorge um die evangelische Sache, weil die Weigerung der unbedingt am alten Glauben festhaltenden Orte, den Bundesschwur mit Zürich zu erneuern, den Fortbestand der Eidgenossenschaft in Frage stellte. Es schien ihm gewiß, daß sich der Widerstand gegen die Erneuerung der Kirche in Männern verkörpere, die durch „Miet und Gaben“ fremder Machthaber dem alten Glauben dienstbar gemacht worden seien. Er glaubte daher, es Gott und den Menschen schuldig zu sein, die Eiterbeule aufzustechen. Er verlangte von der christlichen Obrigkeit, daß Gesetze gehalten und Gesetzesübertretungen unnachsichtlich geahndet würden.

(Schluß folgt)

LIBER FAMILIARIUM

des Pfarrers Alexander Bösch von Krummenau

(1618—1693)

Von HEINRICH EDELMANN.

Aus Zwinglis toggenburgischer Heimat sind bis ins 18. Jahrhundert verhältnismäßig wenige reformierte Landleute hervorgegangen, die in ihrem engern Vaterlande den Dienst am göttlichen Wort auf sich genommen haben; weitaus die meisten Geistlichen kamen als Auswärtige

¹⁰¹⁾ Egli, Actensammlung, Nr. 957 u. 978. Vgl. Nr. 737 u. S. 904: das Original des Zehntenmandates vom 7. Juni 1525 stammt von der Hand des Kanzleisubstituten Burkhard Wirz. Dieser begleitete den BM Diethelm Röist zur Tagung nach Einsiedeln anfangs Mai 1526 und amtierte im Zürcher Rathaus nachweisbar am 19. Mai 1526, siehe Eidg. Abschiede IV/1a, 886 und 906.